

Wodan möglich und damit ist der Hypothese ihre stärkste, ja wie ich glaube, einzige Stütze entzogen.

Bonn.

Hans Lehner.

K. H. Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Hannover 1928. 4^o, 240 S. mit 18 Abbildungen im Text.

„Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit“ bilden den Inhalt dieses vortrefflichen und sehr zeitgemäßen Buches, das zugleich als Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Provinzialmuseums zu Hannover gedacht ist und den derzeitigen Direktor dieser Anstalt zum Verfasser hat.

Als Leitsatz steht am Anfang die Mahnung: „Voraussetzung für Wissenschaftlichkeit ist nicht Glaube, sondern Zweifel“. Das wird Fernerstehenden selbstverständlich erscheinen, ist aber gerade hier, wo es sich um „Urgeschichte“ handelt, keineswegs überflüssig zu sagen. Haben doch gerade führende Vertreter dieses freilich noch jungen Faches dagegen bis in die jüngsten Tage nur allzusehr gesündigt und damit das Fach als solches in Mißkredit gebracht.

Der Verfasser zeigt nun, daß ein grundsätzliches Mißtrauen gegen die Urgeschichtsforschung nicht berechtigt ist, sofern man sich fruchtbarer Methoden bedient und nicht vergißt, wo die Grenzen des Wißbaren liegen. Die Verbindung mit physischer Anthropologie (Rassenkunde) wird mit Recht abgelehnt. Ist es doch bis heute nicht einmal gelungen, ein einwandfreies Kriterium für die Bestimmung einer Rasse zu finden. Auch von der Sprachwissenschaft, der wir erst den Begriff der „Indogermanen“ verdanken, ist zur Zeit keine entscheidende Förderung zu erhoffen.

So empfiehlt sich einstweilen Beschränkung auf die „Kulturgeschichte“, deren Methoden am eingehendsten besprochen und durch zahlreiche Beispiele und nicht minder lehrreiche Gegenbeispiele erläutert sind. Mit Recht wird immer wieder vor der ebenso beliebten wie unbewiesenen These gewarnt, daß einem „Formenkreis“ auch ein „Kulturkreis“ oder gar eine Sprachgemeinschaft entsprechen müsse. Wer von der klassischen Archäologie herkommt, wird eine solche Warnung nur selbstverständlich finden.

Besonders unterstreichen möchte ich auch die Ausführungen des Verfassers, wo er engste Fühlung mit der Ethnologie empfiehlt. Sie sollte m. E. überhaupt die Voraussetzung sein, ohne die Urgeschichte nicht fruchtbar betrieben werden kann, denn sie gibt ja erst einen vernünftigen Maßstab für die Wertung des sehr zufälligen Materials, mit dem die urgeschichtliche Forschung arbeiten muß. Nur in engster Verbindung mit ihr kann es gelingen, eine umfassende Kulturgeschichte der Urzeit zu schreiben.

Es ist nur dringend zu wünschen, daß das Buch, in dem nur die zahlreichen Fremdwörter merkwürdig altmodisch berühren, von allen, die für urgeschichtliche Forschung Interesse haben, gelesen wird und mehr noch, daß sein Inhalt auch wirklich beherzigt wird.

Bonn.

F. Oelmann.

F. Steinbach, Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. Jena 1926. 8^o, 180 S. mit 19 Abbildungen im Text und 10 Karten.

Die Schrift berührt sich mit der eben besprochenen¹⁾ aufs engste in einem wesentlichen Punkte, nämlich der Methode, und gerade hierin liegt ihr besonderer Wert. Auch sie bekämpft eingewurzelte, aber unbewiesene Glaubenssätze und sucht neue Wege zu weisen. Sie will keine erschöpfenden Einzeluntersuchungen geben, sondern

1) Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung.

ein Programm, und nur zu diesem kann infolgedessen hier Stellung genommen werden.

In der Dialektforschung hat sich zuerst die Erkenntnis ergeben, daß die germanischen Stämme nicht die etwa a priori gegebene Grundlage der Mundartenbildung gewesen sein können. Diese ist vielmehr „zwangloser durch natürliche, politische oder kirchliche Verkehrsräume und Verkehrsströmungen“ zu erklären, und „dann stehen die Mundarten zu den sogenannten Stammesstaaten in keinem näheren Verhältnis als die deutsche Sprache zum mittelalterlichen Reiche.“ Diese erst neuerdings gewonnene Einsicht sucht nun der Verfasser auch auf andere bisher als Stammeseigentümlichkeiten aufgefaßte Kulturerscheinungen anzuwenden. Er behandelt unter diesem Gesichtspunkt die Ortsnamen und die Bauernhausformen, während das Rechtswesen, das vielleicht am ausgiebigsten sein würde, einstweilen zurückgestellt ist. Der Gedanke scheint mir jedenfalls sehr fruchtbar und verdient namentlich in der Hausforschung, die sich am allerwenigsten an nationale Grenzen binden darf, stärkste Beachtung. Wenn ich auch im Einzelnen gerade hier gegen die Ausführungen des Verfassers manche Bedenken habe, so kann ich doch seiner grundsätzlichen Forderung, „bei der kartographischen Erfassung nicht von den ausgeprägten Typen, sondern von der Verbreitung der Einzelformen auszugehen“, nur restlos beistimmen.

Im Ergebnis seiner Überlegungen findet der Verfasser seinen Grundgedanken immer wieder bestätigt. „Das Primäre bei der Stammesbildung nach der Verwirrung der Wanderungsperiode sind nicht die in geschlossenen Gruppen mitgebrachten rassischen und ethnischen Unterschiede der germanischen Bevölkerung, nicht die angeborene und in früherer Zeit erworbene Eigenart, sondern der landschaftliche und politische Partikularismus gewesen.“ Ich finde diese nüchtern-kritischen Darlegungen, die überall ein natürliches Gefühl für die Wirklichkeiten des Lebens verraten, im Allgemeinen durchaus einleuchtend. Dabei möchte ich indessen nicht versäumen, einen Irrtum richtig zu stellen, der sich auf die Methoden einer verwandten Disziplin bezieht. Verschiedentlich bemängelt der Verfasser an der Archäologie, daß sie ohne durchschlagende Beweise immerfort Kulturkreise mit Völkern oder Stämmen gleichsetzte. Das trifft zwar gerade für „führende“ Vertreter des Faches zu, aber keineswegs für alle. Den besten Beweis liefert das oben besprochene Buch von Jacob-Friesen, und wenn man etwa den Führer durch die Antike Abteilung des Provinzialmuseums in Bonn auf diese Frage hin durchblättert, so wird man auch da alles andere als billige Phantasien über die urgeschichtliche Ethnologie des Rheinlandes finden.

Den beiden Beiträgen zur Stammesgeschichte folgen dann noch zwei Kapitel zur Volksgeschichte. Zunächst wird die Weilerfrage, dann das Problem der Sprachgrenze unter dem gleichen Gesichtspunkt behandelt, und zwar wiederum, wie mir scheint, grundsätzlich richtig. Auch die Sprachgrenze ist „nicht ein zufälliges Relikt der Völkerwanderung, sondern stellt die klare Grenzlinie zweier großer Kulturzentren dar, die nach der Verwirrung der Völkerwanderungszeit sich immer schärfer gegeneinander abgesetzt haben. Die romantische Vorstellung, daß die Muttersprache das unveränderliche Erbgut einer Blutgemeinschaft sei, ist aufgegeben“ usw.

Es ist wohl kein Zufall, daß fast zu gleicher Zeit, aber unabhängig von einander, je ein Historiker und ein Archäologe sich energisch gegen das überhandnehmende Arbeiten mit unbewiesenen Dogmen wenden und fruchtbarere Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken. Darin liegt, glaube ich, eine Gewähr, daß die von ihnen gewiesenen Wege grundsätzlich richtig und geeignet sind, zu wirklichen Erkenntnissen statt zu unbeweisbaren Hypothesen zu führen.

Bonn.

F. Oelmann.